

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Englisch-Ostindien**

**Karlsruhe, 1858 [erschieden] 1859**

Rückblicke

[urn:nbn:de:bsz:31-229408](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-229408)

Von da an wurden die Franzosen und Engländer die leitenden europäischen Mächte im Orient; in der Geschichte der Machtausdehnung dieser Völker ist daher fortan die des Verfalls einer Nation zu suchen, die einst allmächtig auf jenen Gebieten war, und deren Arm heute noch sich daselbst fühlbar macht.

---

### Rückblicke.

Wir haben in vorstehenden Abschnitten alle in Indien aufgetretenen, meist europäischen Nationen wie in einem Kaleidoskop vor unserem innern Auge vorüberziehen sehen; blicken wir jetzt, vor Schluß dieses Bandes, auf die Hauptmerkmale ihres Auftretens zurück.

Die Portugiesen, als erste der westeuropäischen Nationen, welche den Boden Hindustans betraten, waren zunächst von dem Streben befeelt, das Christenthum daselbst auszubreiten und ein großes christliches Reich zu gründen. Allein sie thaten für diesen Zweck sehr wenig; ihr religiöser Eifer erkaltete schnell, und in sehr kurzer Zeit machten sich die Haupttriebfedern ihrer Handlungsweise: Ehrgeiz und Habsucht, geltend. Anstatt sich gänzlich dem religiösen Zwecke, den sie oder wenigstens ihre Herrscher anfänglich meist im Auge gehabt hatten, zu widmen, dachten sie an nichts als an die Ausdehnung ihres Herrschgebietes und an ihre eigene Bereicherung. Viele der Hindus, die sich zum christlichen Glauben von ihnen hatten bekehren lassen, vergaßen, da sie weder durch heilsame Lehren, noch durch gute Beispiele erbaut wurden, bald, daß sie getauft waren und kehrten zu ihrem früheren Götzendienste zurück. Die Bekehrten, welche längs der Küste wohnten, und treu in dem von ihnen angenommenen Glauben aushielten, sahen sich grausam von den Mohamedanern verfolgt, welche an vielen Orten die Oberhand hatten und sehr reich waren; die portugiesischen Behörden aber blieben theilnahmlose Zuschauer an all den Gräueln, welche an denselben verübt wurden. Dadurch wurden Tausende abgehalten, den christlichen Glauben zu bekennen; es fanden überhaupt keine Uebertritte mehr statt. Die Portugiesen selbst führten mehr ein heidnisches als ein christliches Leben. In einem vollkommen glaubenswürdigen Bericht, der dem portugiesischen Könige Johann III. von einem hochstehenden Manne zu jener Zeit aus Indien eingesandt wurde, heißt

es von ihnen: „Jeder hält sich so viele Weibspersonen, als ihm beliebt, und zwar ganz frei in seiner Wohnung, sogar als rechtmäßige Frauen. Sie kaufen Weiber oder stehlen sie, entweder zu eigener Verwendung oder um Geld daraus zu ziehen. Ihre Herren verlangen alsdann, daß dieselben ihnen eine gewisse tägliche Summe eintragen; können sie dem nicht nachkommen, so verhängen sie über dieselben alle Arten von Strafen, und zwar in dem Grade, daß diese unglücklichen Geschöpfe bei ihrem häufigen Unvermögen, die ihnen auferlegte Summe zu erschwingen, ihre Körper preisgeben, um den Geiz ihrer schmutzigen Gebieter befriedigen zu können. Mit der öffentlichen Gerechtigkeit wird förmlicher Handel getrieben und die furchtbarsten Verbrechen bleiben unbestraft, weil diejenigen, welche sie verübt haben, reich genug sind, ihre Richter zu bestechen. Jede noch so schändliche Art, sich zu bereichern, gilt als rechtmäßig; Erpressungen finden fast stündlich statt. Mord wird bloß mit einer Geldbuße bestraft, und man rühmt sich dessen meist nur als einer tapferen Handlung.“

Die Engländer beabsichtigten anfänglich weder die Ausbreitung des Christenthums, noch die Gründung eines Reiches. Selbst der ehrgeizigste Engländer jener Zeit hulbigte keiner solchen Idee. In England galt der Großmogul als ein sehr mächtiger, wo nicht als der mächtigste Potentat der Welt. Man dachte sich seinen Hof als den glänzendsten des Orients, wo nicht der ganzen Erde; seinen Thron als strahlend von Gold, Elfenbein, Perlen, den seltensten Juwelen und Diamanten von reinstem Wasser. Sein edelsteinverzierter Turban und Schwertgriff wurden dem Werthe reicher europäischer Städte oder Provinzen gleichgeschätzt. Seine Reiterei, glaubte man, zähle nach Millionen und seine Kriegselefanten nach Hunderttausenden. So groß schon an und für sich sein Herrschergebiet war, so ward dessen Umfang noch außerordentlich übertrieben. Reich und fruchtbar wie schon der Boden Indiens war, die erregte Phantasie schmückte ihn in beiden Beziehungen noch mehr aus. Die Engländer waren der Meinung, die fernsten Provinzen des überdieß unerschöpflich reichen Hindustans bürgeu Minen von Diamanten und kostbaren Steinen, womit man alle Höfe der Welt ausstatten könne. Sie sahen den lebhaften Portugiesen und ausdauernden Holländer im Besitze des gewinnbringenden Handels mit den Specereien und Edelsteinen des Orients und dachten es sich als unvereinbarlich mit ihrer Nationalwürde, solches länger zu dulden. Als die Engländer zum ersten Mal die Gestebe Indiens aufsuchten, waren sie von nichts als dem Ehrgeize beherrscht, sich mit den

unternehmenden Portugiesen und Holländern in den reichen Handel dieses Welttheils zu theilen. Trieb sie noch sonst etwas hierzu an, so war es das Bestreben, ihre Uebermacht als seegebietende und Handelsnation den mit ihnen wetteifernden Handelsmächten Europas, welche bereits den indischen Handel besaßen, thatkräftig zu beweisen. Sie dachten damals nicht weiter, als sich mit den Portugiesen und Holländern in denselben zu theilen, oder sie dessen zu berauben; die erleuchtetsten Engländer jener Zeit, sowohl Staatsmänner als Handelsherren, waren hingegen unter sich einverstanden, daß jede Anwendung oder nur Entfaltung von Gewalt gegen die Eingeborenen von Indien unklug und sogar gefährlich wäre. Der Gedanke an Eroberung eines, wenn auch noch so kleinen Landstrichs aus dem Herrschergebiete des Großmoguls, wäre damals als ein wirrer Traum von Narrheit und Ehrgeiz, als ebenso lächerlich wie gefährlich erschienen. Man empfand nicht den geringsten Widerwillen gegen jeden noch so wenig veranlaßten Angriff auf Schiffe anderer Staaten, um sie in ihrem indischen Handel zu belästigen oder sich den Alleingenuß desselben zu sichern; gegen die Hindus selbst aber benahm man sich mehr unterwürdig als feck, und suchte sie für den Handel zu gewinnen, indem man sich eher eine unwürdige Behandlung von ihnen gefallen ließ und jede Machtentfaltung zu vermeiden bemüht war. Hätte Jemand in jenen Tagen die Ansicht ausgesprochen, die britische Flagge werde einst siegreich im indischen Ocean oder der Bay von Bengalen, von der Meerenge von Babelmandel und dem persischen Meerbusen an bis an's gelbe Meer, und zu Lande vom Cap Comorin bis zum Himalaya, von Kurratschi bis nach Malakka, wehen, so wäre derselbe als geisteswirr und als ein solcher behandelt worden, der den Genius und den Unternehmungsgeist des englischen Volks lächerlich zu machen suche. Selbst für bloße Handelszwecke, die mit Indien in Verbindung standen, waren die Engländer jener Lage nur schwer zu begeistern. Sogar nachdem Stevens, Fitch und Leedes, die ältesten englischen Wanderer in jenem Lande der Wunder und Märchen, dem englischen Volke die Erfahrungen ihrer Reisen erzählt hatten, und obgleich ein solches seeunternehmendes Volk, wie die Engländer, von Eifersucht gegen die Portugiesen befeelt sein mußte, war es doch äußerst schwierig, Unterschriften zu einer ostindischen Handelsgesellschaft zu erlangen. Selbst als schon der Handelsgeist der Londoner Kaufherren geweckt war und die Engländer bereits eine gewisse Bedeutung in den englischen Seen erlangt hatten, war ihren Gedanken nichts ferner, als militärische Besetzung eines

indischen Gebietstheiles oder kriegerische Unternehmungen gegen irgendwelche Eingeborene. Der früher genannte Sir Thomas Roe, den Jakob I. im Jahre 1615 an den Großmogul abgesandt hatte, schrieb damals der Compagnie, Handel und Krieg seien unvereinbarliche Dinge; der Kaiser habe daher dadurch, daß er den Engländern die Erlaubniß der Erbauung eines Forts verweigerte, ihnen eher einen Dienst als das Gegentheil erwiesen; würde Se. kaiserliche Majestät ihm gestatten, mehrere befestigte Plätze anzulegen, so würde er im Interesse von England solches sich verbitten. So sahen es damals englische Kaufleute und die englische Regierung selbst an, bis indische Ereignisse, die den Bestrebungen der englischen Compagnie, wie der englischen Regierung selbst gänzlich fern lagen und ebenso ihrer Einwirkung vollständig entzogen waren, zum Landerwerb die Veranlassung gaben. Das spanische Sprichwort: „Mache mir Platz zum Sitzen und ich will mir schon Raum zum Liegen schaffen“, ist vollkommen anwendbar auf die in Indien entwickelte Thatkraft und Zähigkeit der Engländer, mögen es nun Kaufleute, Colonisten oder Eroberer gewesen sein, und mag am treffendsten die von ihnen daselbst betretene Laufbahn bezeichnen; allein sie trachteten in keiner Weise nach einem solchen Landerwerb. Eine berühmte englische Schriftstellerin\*) stellt folgende sehr treffende Betrachtungen hierüber an:

„Wie war es anders möglich, als daß unsere erste Niederlassung in einem solch mächtigen Reiche nur klein und anspruchlos erschienen ist? Man wird zwar ohne Zweifel einwenden, daß List unter dieser Demuth verborgen war; allein es ist klar, daß eine solche Anklage bloße Verläumdung wäre. Was die Engländer damals ausschließlich wollten, war kaufen und verkaufen.“ Dieselbe Schriftstellerin bemerkt ferner: „Das Trachten nach einer Herrschaft zur See mußte nothwendig zum Seekriege führen; die Siege, welche die Engländer in ihren Seekämpfen über die mit ihnen wetteifernden Mächte erfochten, behnten allerdings auch ihren Einfluß zu Lande aus. Lange Jahre hindurch machten die Engländer auf die sie umgebenden Nationen den Eindruck eines thatkräftigen Volkes, das stets kaufe und verkaufe, Schiffe aus- und einlade, seine Gläubiger bezahle und seine Ausstände eintreibe, aber gereizt werde, wenn von den Holländern und den Portugiesen und deren Gewürzhandel die Rede sei, und daher sich stets geneigt zeige, sich mit denselben deshalb zu schlagen. Dieß war

\*) Miß Martineau.

der Beginn unserer Verbindung mit Hindustan und somit ein rein geschäftlicher. Nichts macht mehr den Unterschied zwischen Wollen und Vollbringen klar, als das, was die Folge der frühesten, von der englisch-ostindischen Compagnie verfolgten Pläne war. Die Mitglieder derselben, ihr Anhang, wie die Gegenpartei, waren höchlich erstaunt, von Zeit zu Zeit die Wahrnehmung zu machen, daß sie kaum etwas von dem erzielten, was sie beabsichtigten, und daß alles gegen die natürliche Voraussicht geschah, gleich als ob das Schicksal mit ihnen bloßen Scherz treibe. Die Kaufleute, von denen der Antrieb zu alle dem ausgegangen war, hatten bloß Handel treiben und große Gewinne erzielen, sich aber sonst von allem Andern fern halten wollen. Mit dem, was die großartige Entfaltung der öffentlichen Dinge in Indien bot, wollten sie nichts zu thun haben, so weit es über den Werth der Waaren, über Kaufen und Verkaufen hinausging. Ob Mongole oder Mahratte Sieger wurde, kümmerte sie wenig, außer insofern, als Gefahr für ihre eigenen Personen und ihr Eigenthum damit verbunden war. Alles, wonach sie trachteten, bestund darin, daß ihnen vergönnt sei, sich Reichthümer zu erwerben. Diese Männer dachten und handelten dabei sicherlich in voller Aufrichtigkeit, und doch trieb im Laufe des nachfolgenden Jahrhunderts ein neckisches Schicksal mit ihnen und ihren Plänen sein Spiel. . . . Ihr Handel war niemals sehr ergiebig gewesen; derselbe war zwar ziemlich bedeutend und brachte ihnen Gewinn, allein lange nicht in dem ihren Erwartungen entsprechenden Grade. Während sie so in ihren Hauptzwecken bloß mittelmäßige Erfolge errangen, sahen sie sich plötzlich den indischen Fürsten gegenüber als Gesetzgeber, als eine Staatsgesellschaft, die benachbarte Reiche mit Krieg überzog oder Frieden mit ihnen schloß. An vielen Punkten Indiens hatten sie Niederlassungen gegründet, und ohne es eigentlich erstrebt zu haben, Gebiete sich erworben, bis sich die Nothwendigkeit darstellte, welche aus ihnen eine große administrative und militärische Gewalt machte“.

Vom größeren Theile ihrer bisherigen indischen Laufbahn gilt als wahr, daß sie ihre mächtigen Erfolge mehr ihrer geistigen, als physischen Ueberlegenheit, mehr den höheren Eigenschaften, welche sie befähigten, geringe Mittel vortrefflich zu ihren Zwecken anzuwenden, als diesen Mitteln selbst verdankten. Von den Zeiten Lord Clives an beruhten die Grundlagen der englischen Macht in der moralischen Gewalt, welche er schuf, und seine Nachfolger zu benützen wußten. Nach und nach empfanden alle die entnervten und halbwilden Stämme, womit die Engländer in

Berührung kamen, den Zauber dieses moralischen Uebergewichts. Dieselben beugten sich alsdann nicht bloß vor britischer Ausdauer, Tapferkeit und Wahrhaftigkeit, sondern sie wurden sogar selbstbewußte, zu Zeiten sogar enthusiastische Werkzeuge zur stets weiteren Ausdehnung der englischen Herrschaft.

Was die Engländer in Indien sahen, übertraf alle ihre bis dahin gehaltenen Vorstellungen. Nach und nach trat, je mehr sie von zahlreichen Fürsten und Häuptlingen hörten, wovon ein jeder eine Provinz oder einen Distrikt, ein König- oder ein Kaiserreich beherrsche, und als sie die altindische Eintheilung in staatliche Gemeinschaften von 10, 100 oder 1000 Städten vorfanden, die Unermeßlichkeit dieses Reiches vor ihr inneres Auge. Allmählig hörten sie von den beiden Deltas des Ganges und Indus, wo sich an bloßen Strommündungen, ohne nur den Lauf der Ströme selbst zu berücksichtigen, große Reiche würden gründen lassen. Ebenso ward ihre Einbildungskraft stets mehr und mehr vertraut mit den Gipfeln des Himalaya und mit dem Theil des Dekkan, den die Ghats einschließen. Je mehr sie sich von der Größe Hindustans überzeugten, desto mehr glaubten sie einzusehen, wie thöricht es wäre, hier mehr als Handel zu treiben. Der Mensch und sein staatliches Zusammenleben in Hindustan machten denselben großartigen Eindruck auf sie, wie die Natur des Landes selbst. Die ersten englischen Residenten an indischen Höfen waren Augenzeugen von solch furchtbaren Kriegsscenen, daß sie nicht wagten, nach Hause darüber zu berichten, aus Furcht, der Uebertreibung geziehen zu werden.

Was hauptsächlich in England selbst Befürchtungen erregte, hatte in der Voraussicht heftiger Kämpfe, nicht mit den eigenwilligen Mongolen oder den Portugiesen, sondern mit den tapfern, thatkräftigen und ausdauernden Holländern seinen Grund; denn alle Diplomatenkünste englischer Abgesandten hatten keine Versöhnung zwischen Engländern und Holländern zu begründen vermocht. Zwar entsagten erstere allen Ansprüchen, wo die letzteren durch frühere Besitzergreifung ein Vorrecht geltend machten; allein sie trugen kein Bedenken, ihre Factoreien nahe an denen ihrer Nebenbuhler anzulegen, und erregten dadurch den Zorn derselben in gleichem Grade, als wenn England ihre sämtlichen Colonien des Ostens angegriffen hätte.

Der Kampf, der sich zwischen beiden Nationen auf den Molukken entsponnen hatte, beweist dieß. Die Holländer hatten schon in frühen Zeiten Niederlassungen daselbst gegründet, und die Engländer legten nun

Factorien auf den kleinen Inseln Pulerum und Rosengen an, die zwar zu einer Inselgruppe gehörten, welche im Allgemeinen von den Holländern besetzt war, obgleich dieselben auf diesen Inseln selbst keinerlei Niederlassungen besaßen. Die Holländer forderten die Engländer auf, sich schleunigst davon zu entfernen, indem sie behaupteten, die Oberherrlichkeit über alle Gewürzinseln stehe ihnen zu; sie griffen sogar die Engländer an, wurden aber zurückgeschlagen. Alsdann nahmen sie zwei englische Schiffe weg, und drohten, solche erst dann herauszugeben, wenn sich England von diesen Inseln zurückziehen würde.

Verschiedene andere unangenehme Vorfälle erweckten um jene Zeit in den Engländern die Neigung,, die Holländer gänzlich aus Indien und dem großen indischen Archipel zu vertreiben. Englische Rauffahrer griffen reichbeladene, heimkehrende Schiffe der Holländer an und nahmen sie weg, wenn dieselben nicht von starken Geschwadern begleitet waren. Die holländische Regierung empfand bitter die Kosten, welche ihr diese Begleitgeschwader auferlegten; die holländischen Kaufleute und die holländisch-ostindische Compagnie waren ebenso verletzt, wie benachtheiligt durch die Wegnahme ihrer Schiffe. Die Briten ihrerseits erlitten von den Holländern ähnliche Verluste, die sich schnell auf einander folgten. Der Kampf, der um jene Zeit zwischen den Portugiesen und der Krone Spaniens geführt wurde, beschäftigte beide letztere Nationen in dem Grade, daß die Holländer von dieser Seite völlig freie Hand erhielten und alle ihre Thatkraft auf die Unterdrückung des Handels und der Macht der Engländer in den östlichen Meeren verwenden konnten.

Holland, das sich durch einen werththätigen Protest gegen „organisirte Priesterthrannei und Weltherrschaft“ zu einem freien Staate nach einem Kampfe von achtzig Jahren aufgeschwungen hatte, besaß damals Besitzungen in Asien, Amerika, Afrika und Australien, hatte seiner Herrschaft Brasilien, Guiana, Westindien, New-York, das Cap der guten Hoffnung, einen großen Theil Hindustans, die Inseln Ceylon, Java, Sumatra und Neu-Holland unterworfen.

In Folge vieler unangenehmen Vorfälle, welche kurz zuvor zwischen Holländern und Engländern stattgefunden hatten, und die Holländer für die Sicherheit ihrer Herrschaft im indischen Archipel besorgt machten, war die Stadt Batavia auf der Insel Java von ihnen gegründet worden. Dieß geschah im Jahre 1619 von dem holländischen General Johann Pieterfon Coen. Es ist ein großer und stark befestigter Seehafen an der

Nordküste der Insel und die Hauptstadt der holländisch-indischen Niederlassungen. Sie liegt an den Ufern der Jacatra in einer Sumpfebene, am Rande einer geräumigen, geschützten Bucht und genoß als Handelsplatz große Vortheile. Ihre damals höchst ungesunde Lage ist seitdem durch manche zweckmäßige Anlagen sehr verbessert worden. Ihr Hafen ist zu allen Zeiten vollkommen sicher, da 15 bis 16 davorliegende Inseln ihn vor Wind und Wetter schützen. Die Stadt wird von den verschiedenen Völkern des Ostens besucht und hat eine sehr gemischte Bevölkerung, von der sich die nahe an 60,000 Seelen betragenden Chinesen durch ihren Unternehmungsgeist und großen Fleiß vortheilhaft auszeichnen.

Die Eifersucht sowohl der Javanesen als der Engländer ward durch die Gründung dieses festen Platzes rege gemacht; beide Völker verbanden sich daher dagegen und belagerten ihn. Ein Traktat kam bald darauf zu Stande, durch den sich die Holländer zur Zahlung von sechs tausend Reichthalern an den König von Jacatra und zur Schleifung der Festung verbindlich machten. Dadurch wurde der Grund zu weiteren Befürchtungen beseitigt, die sich an die andauernde Abwesenheit des Coen knüpften. Van der Broek, der während derselben die Besatzung befehligte, war vom Könige des Landes zu einem Feste geladen, und während desselben mit seinem ganzen Gefolge ergriffen und in Ketten gelegt worden. Auf die Engländer fiel, und mit Recht, der Verdacht dieser Schandthat, denn sie benützten dieselbe, um die Holländer zu einem neuen Traktate und zur Uebergabe der Festung an den König von Jacatra zu nöthigen. Allein der Erfolg des letzteren war nur von kurzer Dauer. Den Tag, der auf den Abschluß dieses Vertrags folgte, griff der Beherrscher des benachbarten Staates Bantam, entweder auf Anregung der Holländer, oder weil der Besitz der Festung und des Reichthums von Batavia zu lockend für ihn war, das Heer von Jacatra an, besiegte es und zwang den Kriegsherrn desselben zu fliehen. Die holländischen Gefangenen wurden von dem neuen Sieger ebenso hart behandelt, als von dem früheren; allein die Stunde der Befreiung hatte für sie geschlagen. Coen kehrte eben an der Spitze von achtzehn Schiffen zurück; durch seine Uebermacht waren die Engländer bald aus der Meerenge von Sunda verjagt, die Stadt angegriffen und nach Verfluß weniger Stunden mit Sturm genommen. Ebenso schnell waren seine Landsleute aus ihrer Gefangenschaft befreit und die Stadt vom Feinde geräumt. Von da an erhielt sie zum ersten Mal den Namen Batavia, nach dem klassischen des Mutterlandes, und ward bald eine der reichsten und pracht-

vollsten Handelsstädte der Welt. Diejenigen, welche damals in Holland den indischen Handel überwachten, waren höchst erfreut, als sie von der Gründung dieser Stadt und Festung erfuhren; denn es gehörte damals zu ihren durchdachten Regierungsmaximen, Forts zu errichten, feste Magazine anzulegen, eine militärische Gewalt zu organisiren und eine geregelte Verwaltung zu bestellen. Sie wußten sehr wohl, daß es ohne solche Hülfsmittel für sie unmöglich sein müßte, mit ihren europäischen Rivalen einen erfolgsversprechenden Wettkampf zu beginnen.

Die holländisch-indische und englisch-indische Compagnie waren übereingekommen, sich gegenseitig auf jede Weise zu unterstützen; der 26. Artikel des betreffenden Vertrags besagte ausdrücklich: Die beiden Compagnien sollten vereint den Handel nach China eröffnen. Allein die Politik und das Verfahren der Holländer waren in Bezug auf den Handel nach China ihren Nebenbuhlern gegenüber dieselben, welche sie in dem der Gewürzinseln gewesen waren. In dem erstern Falle hatten sie keinen Vorwand früherer Besitzergreifung oder eines sonstigen Vorrechts geltend zu machen; weder der abgeschlossene Traktat, noch die Furcht vor Repressalien, noch ein Gefühl von dem zwischen England und den Generalstaaten abgeschlossenen Freundschaftsbunde waren im Stande, die Habgier der holländisch-indischen Gesellschaft in Schranken zu halten oder letztere ihren Allirten gegenüber zu einem billigeren Verfahren zu bewegen.

Sobald die Holländer sahen, daß die Engländer, abgeschreckt durch diese Aeußerungen des übeln Willens ihrer Nebenbuhler, auf einem anderen Wege sich den Handel nach China zu öffnen suchten, griffen sie die Schiffe derselben an und plünderten sie; ebenso die Dschonken der Chinesen, indem sie sich für Engländer ausgaben und unter englischer Flagge diese Schandthaten verübten. Die Folge hiervon entsprach ihrer Erwartung — längs der chinesischen Küste ward ein tiefes Mißtrauen gegen die Engländer dadurch rege. Die Holländer hatten zu jener Zeit auf allen Meeren, wo sie irgend eine Gewaltthat zur Ausführung brachten, die Gewohnheit angenommen, englische Farben aufzuhissen und sich ihren Opfern als Engländer auszugeben.

Eines der wichtigsten, wo nicht das wichtigste Ereigniß der englischen Festsetzung auf indischem Boden war die Niederlassung am Hugly. Die Umstände, welche sie veranlaßten, sind besser bekannt, als die Zeit, wann sie Statt hatte. Dieselben bestanden in Folgendem:

Der Großmogul Schah Dschihan hatte eine Lieblingstochter, Namens

Dschihanara. Einst, als sie den Abend mit ihrem Vater zugebracht hatte und sich eben in ihre Gemächer zurückbegeben wollte, trat sie einer der Lampen, welche die Vorhalle des Palastes erleuchteten, zu nahe und setzte ihre Kleider dadurch in Brand. Da sie die Aufmerksamkeit der Wachen nicht erregen wollte — orientalische Damen ihres Ranges müssen um jeden Preis es vermeiden, sich fremden Blicken auszusetzen — so floh sie mit brennenden Gewändern, die durch ihre eilige Flucht nur noch mehr angefaßt wurden, in ihren Harem. Dort fiel sie bewußtlos in die Arme ihrer Dienerinnen, die das Feuer auslöschten; allein die Prinzessin war schwer und sogar gefährlich verwundet. Der Großmogul berief die ersten Aerzte seines weiten Reiches zu sich; allein es gelang keinem von ihnen, ihr eine solche Hülfe zu gewähren, die die Hoffnung ihrer schließlichen Genesung aufkommen ließ. Alsdann dachte der Großmogul an die Aerzte der englischen Ostindienfahrer in Surat, und ein gewisser Gabriel Boughton begab sich auf seinen Befehl an seinen Hof. Als Folge seiner Behandlung der Dame genas dieselbe vollständig, worüber nicht nur diese, sondern auch ihr Vater mit seinem ganzen Hofe die lebhafteste Freude empfanden. Der Großmogul forderte den glücklichen Arzt auf, irgend eine Belohnung zu nennen, die zu gewähren in seiner kaiserlichen Gewalt liege. Der edle Engländer dachte nur an seine Landsleute und forderte für dieselben die Freiheit, nach allen Theilen des Reiches Handel treiben zu dürfen, während ihnen solcher bis dahin nur in wenigen Plätzen, worunter der hauptsächlichste Surat, zugestanden war. Die Prinzessin vereinigte ihre Bitten mit den seinigen, und der Kaiser gewährte das Verlangen. Wie es scheint, hatte Boughton um die gleiche Zeit dem Prinzen Shuga, Gouverneur von Bengalen, ebenfalls werthvolle Dienste erwiesen und auch in diesem Falle sich für seine Person ebenso uneigennützig gezeigt. Genug: der Prinz Shuga fertigte, unter Gutheißung des Kaisers, einen Nischam oder Befehl aus, der den Engländern den freien Handel nach allen Häfen Sr. kaiserlichen Majestät, ebenso die Befreiung von allen Zöllen, mit Ausnahme der zu Surat üblichen, sowie die Erlaubniß zugestand, wo es ihnen beliebe, Factoreien anlegen zu dürfen.

Die Engländer machten hiervon sofort Gebrauch und errichteten am Hugly eine Factorei, die zur Grundlage ihres später fast wunderbar aufgeblihten Handels und Reiches in Bengalen wurde. Calcutta heißt die stolze Stadt, welche aus dem Mittelpunkte dieser Niederlassung entstand.

Im Jahre 1686—87 ließ der Großmogul verschiedene englische

Agenten zu Surat einfekern als Repressalie gegen Gewaltthätigkeiten, welche englische Piraten durch offene Angriffe zur See an Schiffen seiner Nation verübt hatten. Die Keckheit dieser Piraten ging so weit, daß sie eines der Kriegsschiffe des Großmoguls, das Pilgrimme nach Motjscha und Dschebba, den Seehäfen von Mekka, überführen sollte, angriffen und wegnahmen. Ein mohamedanischer Schriftsteller, Namens Khasi-Khan, entwirft von der seltenen Tapferkeit, welche die Mannschaft des kleinen englischen Schiffes bei dieser Gelegenheit entfaltete, eine lebhafte Schilderung. Das kaiserliche Schiff, das 80 Kanonen und 400 Musketen führte, ward im Jahre 1693 weggenommen. Dem obengenannten Khasi-Khan zufolge segelte ein kleines englisches Schiff den mongolischen Leviathan an und es entspann sich zwischen beiden ein Gefecht. Als an Bord des kaiserlichen Schiffes eine Kanone platzte, ward es den Engländern bei der hierdurch entstandenen Verwirrung, trotz der ihnen entgegenstehenden Ueberzahl, möglich, an Bord desselben zu gelangen, und das Schiff wegzunehmen. Der durch diese Beleidigung erregte Zorn des Großmoguls ward dadurch besänftigt, daß die englischen Behörden tausend Pfund Belohnung auf die Ergreifung des Thäters setzten und denselben hängen zu lassen versprachen.

Schon oben ist von uns erwähnt worden, daß König Carl II. von England, als derselbe die Infanta Catharina von Portugal heirathete als Mitgift derselben die Insel Bombay erhalten hatte. Derselbe sandte sofort den Carl von Marlborough zu deren Besitzergreifung ab.

Mittlerweile war Kaiser Aurengzeb auf den Thron von Delhi gelangt, und begannen die unter seiner Regierung ausgebrochenen Kriege mit den Mahratten, während welcher die europäischen auf dem Festlande von Indien gegründeten Factoreien große Gefahren liefen. Als die Holländer Batavia und Colombo zu Regentschaftssitzen erhoben, thaten die Engländer mit Bombay ebenfalls (1687).

Bereits im Jahre 1685 hatten die englisch-indischen Behörden, der Bedrückungen müde, welche die Gouverneure des indischen Reiches an ihnen verübten, die Berufung an das Schwert ergriffen. Zunächst verlegten sie, „in Rücksicht darauf, daß Hugly eine offene Stadt sei“, die Factorei nach Chuttanuthy oder Calcutta, als einem Platz, „der sich mehr zu einer Unterhandlung mit dem Gouverneur oder Großmogul eigne, als das wenig befestigte Hugly“.

Mongolische Truppen hatten mittlerweile die englischen Factoreien Patna und Cassimbazar geplündert und die daselbst befindlichen Engländer

gefangen in's Innere geschleppt. Capitän Heath gelangte gerade um dieselbe Zeit aus England mit zwei englischen Kriegsschiffen an die indische Küste. Am 29. November 1688 griff derselbe, ohne auf die Vorstellungen der englischen Behörden zu hören, Balasore an, und ließ es plündern, indem er den Befehl seiner Regierung zur Kriegsführung gegen das Mongolenreich vorschickte. Allein nach manchen vergeblichen Versuchen drangen die englischen Behörden damit durch, ihn zu beschwichtigen und von der Küste zu entfernen.

Aurengzeb, erbittert durch dieses Auftreten der kleinen Anzahl Engländer, gab jetzt den Befehl, dieselben aus seinem Reiche zu vertreiben. Mataschar Khan, der Vicekönig von Gudscherat, ließ ihre zu Surat befindlichen Waarenlager verkaufen, verlangte 500 Laks Rupien Entschädigung für die zu Balasore und an einigen andern Orten Bengalens verübten Plünderungen, und versprach überdies demjenigen, der ihm den Vorstand der Factorci todt oder lebendig liefere, eine große Belohnung. Die Engländer mußten sich nothgedrungen diesen Bedingungen unterwerfen. Der Großmogul ließ sich durch die Rücksicht, welche er wegen Erschöpfung der öffentlichen Kassen auf den vortheilhaften Handel mit den Engländern zu nehmen hatte, insofern erweichen, daß er sie fortan noch als bloße Handeltreibende, nicht aber mehr als Colonisten dulden wollte.

Von da an zeigten sich längere Zeit hindurch die Engländer den Mongolen sehr unterwürfig. Kein westeuropäisches Volk beugt sich in dem Grade, wie das englische, vor der Macht, die sich ihm gegenüber geltend macht, während hingegen keines so hartnäckig, wie es, die bereits erworbene verteidigt.

Im Jahre 1689 verbanden sich die Engländer und Holländer (in Europa) zu einem Kriege gegen die Franzosen. Die Seekämpfe zwischen diesen Nationen sind denkwürdig in der Weltgeschichte, und dauerten bis zum Ryswicker Frieden (1691). Die Franzosen standen damals in der Staatswissenschaft den Engländern, wie diese in derselben Beziehung den Holländern nach. Namentlich der Handelswissenschaft waren die Franzosen unkundig, so sehr auch einzelne hervorragende Männer dieser Nation Licht hierüber verbreitet hatten. In Indien benahmen sich die Franzosen so unklug, daß ihre meisten Unternehmungen scheitern mußten. In Europa nahmen ihre Kaper- und Kriegsschiffe so häufig englische und holländische Ostindienfahrer weg, daß die Preise französischer Einfuhrartikel aus Indien bedeutend auf den französischen Märkten fielen. Die Flotte Ludwigs XIV.

und die Schiffe französischer Rheder nahmen während des Kriegs gegen 4000 englische Schiffe, worunter viele Ostindienfahrer, weg. In Indien und auf dem indischen Ocean brachten französische Kreuzer den Holländern und Engländern empfindliche Verluste bei, namentlich den letzteren.

Mit diesen Kämpfen um die Herrschaft in Europa und auf den indischen Meeren schloß sich das 17. Jahrhundert. Die Charaktere der verschiedenen in Indien aufgetretenen europäischen Gesellschaften und Nationalitäten bieten wenig Stoff zu Vergleichen. Im ganzen genommen erscheinen die Engländer nicht ausgreifender und eigenwilliger als ihre Rivalen. Vielleicht benahmen sich die Dänen in dem kleinen Wirkungskreise, in dem sie sich bewegten, am löblichsten. Sie zeichneten sich namentlich dadurch aus, daß sie eine große Sorgfalt für die religiöse Erziehung ihrer Untergebenen und Seeleute, wie auch der Eingeborenen an den Tag legten, über welche letztere sie einen ziemlich großen Einfluß ausübten, obgleich ihr Hauptbestreben der Handelsgewinn geschienen hatte.

Die Holländer waren ebenso eifrige Protestanten als Handelsleute und waren eben so hartnäckige Gegner der Portugiesen in religiöser Beziehung, wie sie in politischer die spanische und portugiesische Nation zu erniedrigen, und um ihren Handel und ihre Colonien zu bringen bemüht waren. Gegen die Engländer nahm sie die Ahnung ein, daß die britische Nation bestimmt sei, übermächtig zur See zu werden, und sie legten einen tiefen Widerwillen an den Tag, sich vor einer sich so rasch entwickelnden Marine zu beugen, deren einzelne Schiffe sie schon mit so großem Erfolg bekämpft hatten. Wie groß auch immer die Geldgier und Unverträglichkeit der holländischen Handels- und Seeleute sein mochte, so gab es doch unter dieser Nation viele fromme und gelehrte Männer, und ein ansehnlicher Theil des holländischen Volkes hatte kein anderes Streben, als „den Frieden auf Erden und die Gottesfurcht der Menschen“, wie auch die Verbreitung der heiligen Schrift unter den Heiden. Im Verhältnisse, wie die holländischen Colonien mächtiger wurden, wurden von ihnen Schulen gegründet, Kirchen erbaut, die Bibel in die Sprachen der Eingeborenen übersetzt und Missionäre ausgesendet. Die Portugiesen dagegen waren mit Feuer und Schwert in gleicher Richtung thätig. Ihrem Glauben zufolge standen nach dem Willen der göttlichen Vorsehung alle Völker unter dem römischen Papste, und sie waren die erkorenen Werkzeuge, ihm den Orient zu unterwerfen. Die Engländer waren in Bezug auf religiöse Zwecke nur wenig thätig. In den Freibriefen, welche ihren

Compagnien ausgestellt wurden, war zwar die Bestellung von Geistlichen und die Ertheilung eines religiösen Unterrichts vorgeschrieben; allein dieß ward wenig beachtet und die Gesellschaften selbst waren nur schwer zu bewegen, Geld zu diesem Zwecke auszugeben. Theilweise mochte dieß in dem Widerwillen seinen Grund haben, den zahlreiche Engländer gegen alle Ausbreitung der Religion durch den Staat oder auf gewaltthamem Wege empfanden.

Die englisch-indische Compagnie war am Ende des 17. Jahrhunderts verhältnißmäßig mächtiger als ihre Rivalen. Die Holländer beherrschten zwar den indischen Archipel; allein die Grundlage ihrer in Indien erlangten Macht war vergleichsweise eine wenig sichere. Die von ihnen besetzten Punkte waren wenig umfangreich; wenn auch gut gewählt und vertheidigt, konnten sie doch nicht als wesentliche Stützpunkte zu Angriffen auf die eingeborenen Fürsten und die übrigen Europäer gelten. Ihre Hauptstärke äußerte sich, was Indien betraf, auf dem Seegebiet.

Die Portugiesen besaßen noch immer Goa, so sehr dieser Platz auch unter den Belagerungen einheimischer Armeen und den Blokaden der Holländer gelitten hatte. Ebenso war ihnen vom westlichen Indien Daman, Tschaul, Bassein und Diu in Gudscherat verblieben. Niemand war um jene Zeit so machtlos, um sich vor den Portugiesen zu fürchten. An den chinesischen Küsten besaßen sie die Inseln Malao, Timor und Solor.

Die Holländer hatten mehrere Punkte inne, welche sie den Portugiesen entrißen hatten. An der Küste von Coromandel besaßen sie Negapatam, in Bengalen Factorien zu Hugly, Cassimbazar und Patna; an der Küste von Gudscherat zu Surat, mit Unteragenturen zu Agra und Ahmedabad. An der Malabarküste hatten sie die Posten von Cotschin, Quilon, Cranganore und Cannanore inne. An dieser Küste besaßen sie ein Gebiet, das sie den Portugiesen entrißen hatten und unterhielten eine bewaffnete Macht darauf. Gegenüber Madras waren sie Herren von Ceylon, obgleich es den Franzosen gelungen war, sich in Trincomale festzusetzen. Am mächtigsten waren die Holländer im östlichen Archipel. Batavia, die Hauptstadt von Java, war zugleich die schönste Stadt des ganzen Orients. Zu Malakka, Bantam, Amboyna, Banda, Ternate, Siam, Tonquin und Macassar hatten sie blühende Handelsbesitzungen, und ihnen allein war es gelungen, in Japan Handelsvortheile zu erlangen. Holländische Schiffe und Armeen hatten zuerst die Portugiesen, und dann die Engländer aus allen östlich von der Meerenge von Malakka gelegenen Gebieten vertrieben.

Die Dänen waren im Besiz von Tranquebar, woraus sie jedoch von den Holländern ohne die von den Engländern gewährte Hülfe vertrieben worden wären. Pondichery war der einzige von den Franzosen besetzte Punkt. Die Hauptposten der Engländer waren Bombay, Madras, Surat und Calcutta, das damals aufzublühen begann. Ihre Forts: Carwar, Tellicherry, Adschengo lagen, wie auch die Factorei Calicut, an der Malabar Küste. An der Coromandalküste besaßen sie Madras, Fort St. David, Caddalore, Porto-Novo, Pettipoli, Masulipatam, Madapallam, Vizagapatam und Orissa. Drüber hinaus, östlich und westlich, waren Calcutta, Hugly, Dacca und Patna. Außerdem waren noch einige kleinere Punkte, die erst später Bedeutung erlangten, in ihrem Besize; merkwürdig ist von ihnen nur so viel, daß alle diejenigen, welche sich in der Geschichte ihrer Herrschaft über Indien bis heute werthvoll für sie erwiesen, schon am Ende des 17. Jahrhunderts in ihrer Gewalt waren. Westlich von Indien hatten sie in Persien, zu Gombur, eine Factorei und Handelsniederlagen zu Spahan und Schiraz. Noch besaßen sie in der Nähe der Meerenge von Malakka und im östlichen Archipel einige Colonien von Bedeutung. Auf Sumatra hatten sie sich zuerst vor allen Europäern festgesezt. Einige andere, wie z. B. Tonquin, waren damals noch nicht von ihnen aufgegeben, allein sie hingen von der Gnade der Holländer ab, die bloß durch europäische Ereignisse abgehalten wurden, solche wegzunehmen.

Eine geistreiche, schon öfter von uns citirte englische Schriftstellerin, Miß Martineau, faßt die Lage der Engländer in Indien, wie sie um jene Zeit war, in folgenden Worten zusammen: „So war im Laufe eines Jahrhunderts aus einer handvoll Abenteurer, die auf gut Glück nach Indien gekommen waren, eine Körperschaft entstanden, die durch den ausgebreiteten Handel, welchen sie trieb und durch die staatliche Gemeinschaft, welche sie gegründet hatte, zu großem Ansehen gelangt war. Woher sie die Befugniß zu allem dem nahm, wer diese Engländer waren und woher sie kamen, ist vielleicht selbst dem großen Kaiser Aurengzeb nicht klar geworden; sind sogar noch heut zu Tage die Beziehungen des indischen Reiches zu dem Mutterlande den eingeborenen Hindus und Muselmännern ein Räthsel, wie sie der übrigen Welt schwer erklärlich erscheinen müssen. Allein dort waren sie einmal, besaßen drei Regierungssitze und übten bereits eine große Handelsmacht aus. Es war nicht Mangel an Unternehmungsggeist, daß die Engländer damals noch auf fremder Scholle wohnten. Sie hatten bereits die Erwerbung derselben als nothwendig

zur Sicherung ihres Handels erkannt und im Jahre 1686 einen bewaffneten Versuch hierzu in Bengalen gemacht. Allein er war mißlungen, und würde ihre Vertreibung aus dem ganzen Gebiete des Großmoguls zur Folge gehabt haben, wäre nicht Aurengzeb überzeugt gewesen, daß ihr Handel seinem Schatze und seinem Reiche unentbehrlich geworden sei. Zwar hatte durch diese Entfaltung ihres Ehrgeizes und ihrer Habgier ihr Ansehen sehr gelitten; allein nichts destoweniger sank der letzte der Großmongolen mit dem Gedanken in's Grab, daß sich die Engländer in seinem Reiche festgesetzt hätten, ohne daraus vertrieben werden zu können. Sie waren damals weder Herrscher noch Beherrschte auf indischem Boden; einem Manne von der Einsicht des Aurengzeb mußte jedoch deutlich geworden sein, daß, wenn sie wirklich unvertreibbar waren, das Eine oder Andere unfehlbar eines Tages aus ihnen werden mußte."

Uebersieht man die Ereignisse, die hier nur skizzenhaft angedeutet werden, so wird der Geist mächtig ergriffen. Es muß sich dem Leser die Ueberzeugung aufdrängen, daß der Schaffung und Entwicklung der englischen Macht in Indien nichts Aehnliches in der Weltgeschichte zur Seite zu stellen ist. Mit Beginn des 18. Jahrhunderts waren die Engländer, trotz kürzlich erlittener Niederlagen und Demüthigungen, im Besitz wichtiger Punkte des indischen Festlandes, und strebten nach der Gründung eines großen Reiches. Gewöhnlich erzählt uns die Geschichte, sagt ein englischer Schriftsteller, wie aus dem Bache ein Fluß, aus dem Flusse ein See ward; allein die von Britisch-Indien ist abweichend hiervon und gänzlich eigenthümlich. Sie beginnt ohne einen Streifen eigener Scholle. Aus einem Waarenmagazin entfaltet sich eine Provinz; aus einer Provinz ein Reich.

Wie groß auch die von den Engländern in Hindustan begangenen Fehler gewesen sein mögen, so stehen sie gegen ihre Rivalen, was Muth, Ausdauer, Moralität und Herzensgüte betrifft, nicht zurück. Kein Volk trieb jemals den Handel mit mehr Habgier, per fas et nefas, als die Portugiesen. Ihr Blutdurst war der wildesten Art und unersättlich, nicht bloß gegen die Eingeborenen, sondern gegen alle andern europäischen Nationen. Zwar begingen sie niemals eine Schandthat, wie die Holländer gegen die Engländer auf der Insel Amboyna; allein ihre ganze Laufbahn war mit Grausamkeit und Blutvergießen besetzt. Die Engländer hatten von diesen schlimmen Eigenschaften ihrer Rivalen viel zu leiden, suchten aber an denselben zu keiner Zeit die von ihnen erlittene Unbill zu rächen,

so oft sich ihnen auch hierzu die Gelegenheit bot. Englische Schriftsteller jener Zeit berichteten Einzelheiten über die von Engländern durch Portugiesen erduldeten Mißhandlungen, die man zum großen Theil als wahr annehmen muß.

Daß die Portugiesen solcher Schandthaten fähig waren, wird durch das Zeugniß bestätigt, welches ihnen ein Schriftsteller, dem es an jedem Beweggrund, ihnen unverdient Uebles nachzusagen, mangeln mußte, ausstellte. Abbé Raynal lebte lange in Indien, und war genau, sowohl mit dem Charakter der Eingeborenen, als dem der europäischen Colonisten, bekannt. Er unterhielt enge freundschaftliche Beziehungen zu den Engländern; seine Stellung als römisch-katholischer Priester brachte ihn eben so häufig in Berührung mit den Portugiesen. Allein der Abbé war nicht so glaubenseifrig, um darüber den moralischen Unwerth seiner Glaubensgenossen zu verkennen, und er schildert sie, wie folgt:

„Die Portugiesen hatten niemals ein anderes Streben, als den Vortheil des Einzelnen im Auge; das allgemeine Beste trat davor in den Hintergrund. Ihre indischen Besitzungen bestanden aus drei Regierungen, wovon keine der andern Hülfe gewährte, ja wovon die eine die Pläne und Interessen der andern zu durchkreuzen suchte. Weder Mannszucht, noch Liebe zum Ruhme befeelte die Krieger dieser Nation. Ihre Kriegsschiffe wagten sich nicht mehr aus den Häfen hinaus; geschah dieß, so zeigte sich ihre Ausrüstung als mangelhaft. So sank diese Nation immer tiefer! Keiner ihrer Befehlshaber besaß Gewalt genug, um den Strom des Lasters aufzuhalten; die Mehrzahl derselben war selbst verderbt. So hatten bereits die Portugiesen alle ihre frühere Größe eingebüßt, als eine freie und erleuchtete Nation, welche von dem edelsten Geiste der Duldung befeelt war, in Indien erschien, und ihnen den Besitz dieses großen Reiches streitig machte.“

Es kann nicht auffallend erscheinen, daß ein so entartetes Volk jeder Ungerechtigkeit, Undankbarkeit und Grausamkeit gegen die Mitglieder anderer Nationen fähig war. Selbst neuere katholische Schriftsteller geben zu, daß es den Portugiesen nicht entfernt gelungen ist, sich im Orient den moralischen Einfluß zu erringen, der sich in irgend einer Weise mit dem von den Engländern daselbst errungenen hätte messen können. Die ganze orientalische Geschichte Portugals, wie die von Spanien, mit welchem letzteren Lande Portugal während eines großen Theils seiner orientalischen Laufbahn enge verbunden war, beweisen dieß. Montalembert, das hervor-

ragende Mitglied des französischen Adels, und der begeisterte katholische Schriftsteller, schildert, wie nachsteht\*), die orientalische und Colonialpolitik der beiden Nationen der iberischen Halbinsel, so weit sich solche aus dem religiösen und moralischen Gesichtspunkte und nach den Nützlichkeitszwecken, welche sie sich vorgesetzt hatten, darstellt: „Es ist nicht die allgemeine, sondern die Colonialpolitik von England, welche in Frage kommt, und es ist vorzugsweise die letztere, in der der britische Genius in vollem Glanze erscheint; ich will damit nicht sagen, daß sie zu allen Zeiten und überall fleckenrein geblieben sei, allein immer und überall ist sie allen andern europäischen Rassen, welche sich in derselben Bahn befanden, was Weisheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit betraf, gleichgekommen, oder hat sie noch übertroffen. Sicherlich ist die Geschichte der Beziehungen des christlichen Europas zu der übrigen Welt seit den Kreuzzügen nichts weniger als anziehend. Unglücklicherweise haben sich die mächtigen westeuropäischen Nationen bei den Eroberungen, welche sie in Asien und Amerika machten, weder durch die Tugenden, noch durch die Wahrheiten des Christenthums leiten lassen. Nach dem ersten so edeln und frommen Anlaufe, den das 15. Jahrhundert genommen hatte, dessen Geist den großen, herrlichen Columbus, und alle die Größen der portugiesischen See- und Colonialpolitik erzeugte, die derselben Unsterblichkeit werth sind, wie die Helden des alten Griechenlands, sehen wir alle Laster der modernen Civilisation an die Stelle reiner religiöser Begeisterung und Selbstverläugnung treten, hier die rohen eingeborenen Rassen ausrotten, und dort dem verweichlichenden Einflusse der orientalischen Civilisation unterliegen, statt veredelnd auf sie einzuwirken. Man darf England das Zeugniß nicht vorenthalten, daß es sich, namentlich, seit es sich so glorreich von dem Neger- und Sklavenhandel losgekauft hat, von dem größeren Theile aller dieser beklagenswerthen Verlockungen vom Pfade des Rechts frei zu halten wußte. Dem Geschichtschreiber, der die Frage stellt, welches Resultat seine See- und Colonialpolitik während der letzten zwei Jahrhunderte geliefert habe, hat es ein Recht zu antworten: „Si quaeris monumentum, circumspice!“\*\*) Liefert die Weltgeschichte auf einem ihrer Blätter ein großartigeres, außerordentliches Schauspiel, als das, welches uns eine Gesellschaft englischer Kaufleute während 250 Jahren gewährte, die noch gestern aus einer Entfernung von 2000 Meilen

\*) Siehe Montalembert, un Débat sur l'Inde, 1858.

\*\*) Suchst du ein Denkmal, so blicke um dich!

vom Mutterlande zweihundert Millionen Menschen vermittelt achthundert Civilbeamten und eines Heeres von 15,000 bis 20,000 Mann regierte? England hat noch mehr gethan; es hat nicht bloß Colonien gegründet, sondern auch Nationen in's Leben gerufen. Die vereinigten Staaten von Amerika sind sein Werk; es hat sie zu einer der ersten Mächte der Gegenwart und Zukunft gemacht, indem es ihnen diejenigen Provinzial- und individuellen Freiheiten gewährte, welche sie in den Stand setzten, sich von dem leichten Joch des Mutterlandes zu befreien. „Unsere freien Institutionen (heißt es in dem Berichte des Präsidenten der vereinigten Staaten Amerikas vom Jahre 1852) sind nicht die Frucht der Revolution; sie bestanden schon vorher; sie hatten ihre Wurzeln in den Freibriefen, welche das Mutterland seinen Colonien ertheilte“. Was müssen wir, im Gegensatz hiervon, von den rechtgläubigen Nationen denken, denen überallhin, wo sie ihre Waffen trugen, Verwüstung und Entvölkerung auf dem Fuße folgte? Und welchen staatlichen Aufbau lieferte spanische Eroberung an der Stelle der Raçen, die es vertilgte, statt sie zu civilisiren? Muß sich nicht unser Auge traurig abwenden, daß spanischem Unternehmungsgeiste so sehr alle ersten Elemente der Ordnung, der Thatkraft, Mannszucht und Geseßlichkeit fehlten, und daß solcher die starken Tugenden des altcastilischen Geistes in einem solchen Grade verläugnete, ohne im Stande gewesen zu sein, diejenigen Eigenschaften, welche den modernen Fortschritt bezeichnen, an deren Stelle zu erwerben? Was ist in Hindustan von allen portugiesischen Eroberungen übrig geblieben? Was aus den Heidenbekehrungen geworden, die St. Franziscus Xavier so zahlreich in's Werk gesetzt hat, was aus der indischen Kirche, die unter den Schutz der Krone Portugals gestellt war? Gehet hin nach Goa und fraget daselbst! Ergründet daselbst die Tiefen moralischer und materieller Verkommenheit, in die eine Herrschaft gefallen ist, welche einst ein Albuquerque, ein Juan de Castro und so viele Andere unsterblich machten, Männer, die man zu den würdigsten Christen zählen darf, welche je gelebt haben. Ihr werdet alsdann lernen können, welche Folgen unbeschränkte Gewalt über katholische Colonien und deren Mutterländer verhängen kann!“

